Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 12

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635367

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 22. März 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Schneeglöckchen.

Von F. W. Weber.

Schneeglöckchen, zartes Döckchen,
Im silbernen Röckchen,
In Gottes Dom du Küsterlein,
Wann läutest du den Frühling ein?

Die Primel und das Veilchen,
Die lauschen schon ein Weilchen;
Maßlieb und Klee erwarten schon
Im neuen Kleid den Glockenton.

Nun läute balde, balde
Und ruf auf Feld und Halde,
Im Garten und am Wiesenbach
Die Träumer und die Schläfer wach.

Sie kommen schon, sie treten
In Gottes Dom zu beten:
Und auch ein alter Klausner tritt
Barhaupt hinein und betet mit.

Die Königschmieds.

12

Roman von Felix Moeschlin.

Die Tante lief ihr entgegen und rief: „Was hat er gesagt?“ Marei verwunderte sich. Noch nie hatte sie so viel aufgeregtes Wesen an ihr gesehen. Und noch nie eine so atemlose, straff gespannte Frage von ihr gehört.

„Es ist alles in Ordnung,“ antwortete sie, „das kannst du mir ja wohl von weitem ansehen.“

„Und die Buße?“

„Fünf Vaterunser.“

„Das ist ja nichts.“

„Er hat auch gar kein Wesens gemacht, nur gesagt: ich solle sehen, daß es nicht weiter komme, und es sei schon besser, wenn ich es nicht wiederhole, bevor ich verheiratet sei.“

„Bloß fünf Vaterunser! Dann kann's ja gar keine schwere Sünde gewesen sein!“

„Hast du denn gemeint, es sei eine schwere Sünde? Du hast mir doch gesagt, es sei nichts besonderes.“

„Ich hab' deinetwegen gelogen, damit du nicht etwa den Mut verlieren solltest. Aber es scheint wahrhaftig bloß eine läßliche Sünde zu sein.“

„Weißt du, Tante, ich glaub', es ist etwas ganz Gewöhnliches, denn er war gar nicht erstaunt und verstand mich sofort, wie ich nur von der offenen Taille anfing. Und ich mußte es gar nicht zu Ende erzählen. Und denk' dir, alles in allem bloß fünf Vaterunser. Es waren doch auch noch andere Sünden dabei. Und jetzt ist mir so wohl.“

„Und ich . . . und ich . . .“

„Was hast du, Tante? Du bist so merkwürdig!“

„Ich geh' für ein paar Stunden fort. Vielleicht sag' ich dir die Ursach' nachher.“

Tante Anna zog sich sonntäglich an und stiefelte davon. Marei schaute ihr nach und sah, daß sie in den Waldweg nach Hoflingen einbog. Aber das machte sie nicht klüger.

Zwei Stunden darauf kam auch sie wieder heim. Und wenn man nur auf den schnellen, leichten Gang ihrer Füße achtete, so hätte man meinen können, man habe eine Junge vor sich. Und wenn Mareis Gesicht schon geglänzt hatte wie ein Fastnachtsfeuer, so glich Tante Annas Gesicht akkurat einem kleinen Sönnchen, so strahlte es rot vor Freude. Marei schlug die Hände zusammen und rief:

„Endlich siehst du fröhlich aus, liebe Tante. Wer hat das nur zuwege gebracht?“

„Der Kapuziner von Hoflingen.“

„Scheint's kann der mehr als Brot essen.“

„Sitz' neben mich, ich will dir eine Geschichte erzählen. Aber daß du sie nicht ausplauderst, hörst du?“

„Sicher nicht. Du hast ja die meine dafür und kannst mich dem Vater verraten, wenn du willst. Aber das wirst du doch nicht tun, liebe Tante?“

„Nein, aber nimm dich in acht, daß nichts Schlimmes passiert. Ich will nicht dran schuld sein.“

„O, ich nehm' mich schon in acht."

„Also denn, meine Geschichte! Der Anfang datiert von lange her. So dreißig Jahre mögen es wohl sein. Ja, anno vierundvierzig war's. Damals hatte ich auch erst meine zwanzig Jahre auf dem Buckel und war ein Ding wie du, gut erzogen und fromm. Und da passierte es mir auch, daß mir einer besser gefiel als die anderen, und daß ich lieber mit ihm ging als mit meinem Bruder. Und es geschah auch alles in Heimlichkeit und Stille. Aber ich machte mir viele Vorwürfe darüber, wahrscheinlich mehr als du, und kam schließlich aus den Gewissensbissen gar nicht mehr heraus, denn damals war man doch noch nicht so verdorben wie heutzutage. Wenigstens habe ich es gemeint. Aber vielleicht ist es auch anders gewesen. Man sieht schließlich auch nicht in die andern hinein, und gefragt hab' ich über derlei Dinge natürlich niemand. Auf jeden Fall habe ich nicht zur leichtsinnigen Sorte gehört und mein Schatz hat mich oft ausgelacht, wenn ich schon wegen eines unschuldigen Kusses Herzklopfen bekam, und hat immer behauptet, das Herzklopfen komme nicht vom schlechten Gewissen her, sondern von ganz was anderem. Mag es sich verhalten wie es will, die Hauptsache ist, daß es mir schließlich ging wie dir, daß auch einmal bei einer schönen Gelegenheit an meiner Taille ein Knopf offen war . . . und so weiter."

„Das ist merkwürdig. Ich hatte gemeint, das könne nur mir passieren."

„Ich hab' es damals auch gemeint, bis heute sogar. Hör' nur weiter. Ich hab' dir ja schon gesagt, daß ich ein frommes Ding war. Du kannst dir nun denken, was mir das für ein Stoß gab. Und ich hatte niemand, dem ich das Herz ausschütten konnte. Ich mußte es allein durchmachen. Es war schlimm, und später wurd's noch schlimmer. Denn schließlich, denk' dir, schließlich mußte ich doch zur Beicht, eine Woche vor Ostern, denn zu Hause wollten sie meinen Beichtzettel sehen. Ich ging nach Nellingen, denn nach Hinterwil getraute ich mich nicht, o, ich weiß noch alles, als wenn es erst gestern gewesen wäre, ich glaub', ich könnte dir noch die Stelle vor dem Beichtstuhl zeigen, wo ich niederkniete. Bald dacht' ich, wenn doch nur hundert andere vor mir wären, damit sich der schreckliche Augenblick noch lange hinauszögert; dann aber wünschte ich, gleich an die Reihe zu kommen, um sobald als möglich die schreckliche Geschichte hinter mir zu haben. Bis auf einmal niemand mehr zwischen mir und dem Beichtstuhle kniete und auf der anderen Seite einer herauskam. Da war's an mir! Und ich kauerte in den dunklen Kasten hinein und der Pfarrer legte sein Ohr an das Holzgitter und ich begann auf eine hastige Art, meine Sünden aufzuzählen. Und es ging auch alles gut bis zum sechsten und neunten Gebot. Da war's mir gerade, als wachse mir die Zunge fest. Und ich brachte sie erst wieder los, als ich es aufgegeben hatte, meine schlimme Sünde zu beichten. Ich stammelte etwas von unkeuschen Gedanken, die ich einmal in der Woche hätte. Und dann ging es weiter: „Gegen das siebente Gebot Gottes habe ich nichts getan, gegen das achte Gebot Gottes habe ich gelogen, dreimal im Monat; gegen das zehnte Gebot Gottes habe ich nichts getan." Und dann sprach mich der Pfarrer von meinen Sünden los und legte mir die Buße auf und schob mir den zusammengefalteten Beichtzettel durchs Holzgitter. Und seit jenem Tag hab' ich jedesmal, wenn ich beichtete, die Sünde von neuem verschwiegen. Das ist das Schlimmste, was man tun kann. Man kommt direkt in die Hölle, wenn man in diesem Zustande stirbt. Darum hab' ich den Viktor so fromm erzogen, denn ich hoffte, durch seine Fürbitte den Mut zum Schuldbekenntnis zu gewinnen. Und nun hast du mir geholfen."

„Und dein Schatz?"

„Den konnt' ich nicht mehr ansehen danach. Er hat mich lieb gehabt, das ist wahr. Aber ich konnte es ihm nicht verzeihen, daß er mich um mein Seelenheil gebracht hatte. Da reiste er schließlich weg, und ich weiß nichts mehr von ihm."

„Hat's dich nie gereut?"

„Doch, immer dann, wenn der Gedanke in mir aufstieg, ich sei dumm genug gewesen, zur himmlischen Seligkeit auch noch die irdische dranzugeben. Aber das war selten. Und jetzt wird ja alles wieder gut. Der Kapuziner hat mich getröstet, und morgen werde ich zum erstenmal wieder hingehen und den Leib Christi empfangen. Das hab' ich dreißig Jahre lang nicht mehr gewagt. O, ich bin so glücklich. Ich glaube, der liebe Gott ließ dich extra sündigen, damit ich endlich den Mut finde. Ein richtiges kleines Wunder, wenn man es von der rechten Seite betrachtet."

Am Abend saßen bloß glückliche Leute um den eichenen Tisch. Sepp und Marei freuten sich, daß die Tante nun endlich die vierte im Bunde geworden war. Und der Königschmied sagte zu seiner Schwester, so gut wie heute abend habe es ihm noch nie zu Hause gefallen. Sie sehe ja aus wie eine Zwanzigjährige. Und wenn sie nicht seine Schwester wäre, weiß der Kuckuck, er bekäme Lust, noch einmal zu heiraten, und zwar niemand anders als sie.

Als sie um halb zehn aufstanden, um ins Bett zu gehen, gab die Tante jedem einen Kuß. Und das war noch nie vorgekommen, solange man sich erinnern konnte.

Anna schlief glücklich und träumte Herrlichkeiten, eine über die andere. Aber genau daran erinnern konnte sie sich nicht, als sie am Morgen erwachte. Es ging ihr damit wie mit Dingen, die man vor langen Zeiten sah und von denen man nur noch weiß, daß sie schön gewesen sind, nicht aber, welcher Art die Schönheit war. Sie spürte nur noch einen hellen Schein in sich wie die Erinnerung an überirdischen Glanz, der noch einige Zeit verweilet, nachdem die Lichter schon erloschen, gleich dem Dufte von Blumen, die schon gestorben sind. Und auf dem Boden ihrer Seele sah sie Spuren, als seien Engel drüber gegangen, und ein paar Töne hörte sie noch nachzittern in den Lüften von verklungenen himmlischen Konzerten.

Sie fühlte sich voller lebender Erwartung und doch voll Ruhe auch zugleich. Denn sie sah auf einmal, daß der Bauplan aller Dinge um sie her gut und vernünftig sei. Und daß Viktor ein Bauer hatte werden müssen, trotz ihres Gegenplans, der ihr jetzt so töricht vorkam. Jetzt war sie endlich wieder ein Rädlein, das sich fröhlich drehte und alle anderen Rädlein laufen ließ, wie sie wollten, weil sie nun wußte, daß alles zu einem guten Ende kommen müsse.

Und dann dachte sie an den heiligen Tag. Und sie sagte sich, daß es wohl einer Braut so zumute sein müsse am Morgen ihres Hochzeitsfestes.

Sie nahm ihr bestes Kleid aus dem Kasten, schwarzen Taffet, der unberührt dalag, schon jahrelang. Und aus der Kommode suchte sie eine Kartonschachtel hervor und kramte darin, bis sie eine goldene Kette fand mit einem Kreuz und eine runde, schildförmige Brosche aus schwarzem Horn, mit Gold und Silber eingelegt. Und aus einer Holzschachtel hob sie behutsam eine weiße, kunstvoll geplättete Halskrause, deren Bändchen sie auf der Hochzeit ihres Bruders zum letzten Male unter dem Kinn zusammengeknüpft hatte, seither nicht mehr, denn sie war ihr zu hoffärtig vorgekommen. Und aus einer Hutlade zog sie etwas Schwarzes ans Licht, das in Seidenpapier eingeschlagen war und sich nach der sorgsamen Enthüllung als ein zierliches, luftiges Kapuchönchen darstellte, das alle Schwere eines Hutes überwunden hat und wahrhaftig der beiden langen Bänder bedarf, um nicht beim leisesten Windhauch auf und davon zu fliegen.

Sie zog sich an und schmückte sich, und als sie in den Spiegel sah, war sie zufrieden und durfte glauben, daß auch Gott mit ihr zufrieden sein werde, wenn sie so vor seinen Altar trete. Aber um nicht nur mit vollem Herzen zu kommen, sondern auch mit vollen Händen, ging sie in den Garten, um sich Blumen zu brechen für einen Strauß. Und nur Rosen waren ihr gut genug.

Hochzeitsscheibe. Entworfen von Albin Schweri, Ramsen (Schaffhausen). Ausgeführt durch Louis Halter, Glasmaler in Bern.

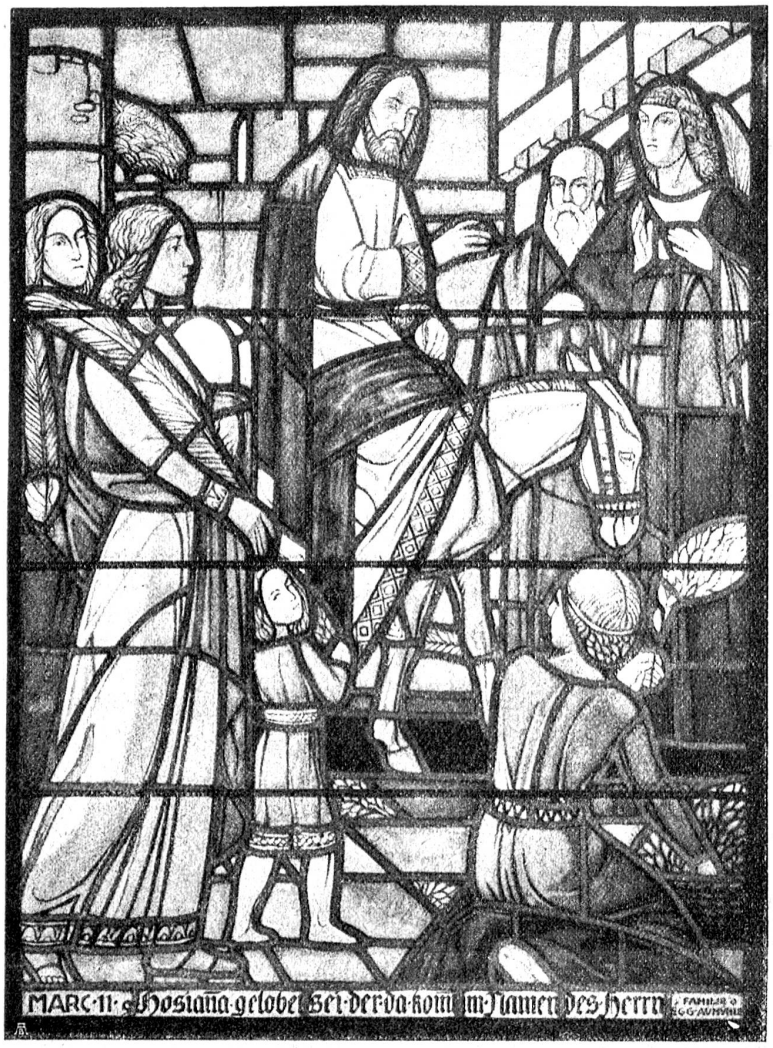
Sie brach von den hellfarbigen, die nur um weniges dunkler sind als das Rot auf kleinen, patschigen Kinderhänden, und die einen frischen Duft verbreiten, daß man an kühle, klare Frühlingsmorgen denken muß oder an Sommertage, wenn ein Gewitter durch die Schwüle gegangen ist und die Düfte wieder aufsteigen mit aller Frische und reinen Jugend des Eben-Geboren-Werdens.

Und sie brach von den andern, die so rot sind, daß neben ihnen der Feuermohn dunkelgelb erscheint. So wie Blut sind diese Rosen, aber viel schöner anzusehen, weil sie geheime Schimmer zeigen, daß man plötzlich ein helles Blau zu sehen meint oder ein weiches Violett, und weil die Blütenblätter das eine Mal durchleuchtet sind wie Kirchenscheiben und das andere Mal nichts anderes scheinen als Seidensammet. Und wenn man ihren Duft aus der Nähe einatmet und die Augen schließt, so glaubt man wahrhaftig im Walde zu sein, im heißen Brachmonat, wenn die Luft gefangen daliegt zwischen Himbeerbüschen und Tannen und alles zu duften scheint, die Erde am allerstärksten. So ein kräftiger Odem ist das. Und es schwebt noch etwas darüber, von dem man lange nicht weiß, an was es erinnert, bis es einem plötzlich einfällt, daß es Kirschen sind, frischgepflückte, ganze Körbe voll, die man riecht.

Und sie brach von den purpurroten, die wie durch Schleier leuchten und die neben vieler Freude fast etwas Trauriges an sich haben auf den gebrochen umgebogenen, dunklen Rändern der Außenblätter, aber darum noch um so schöner sind, weil nichts süßer zu fühlen ist als stille Wehmut neben hoher Freude. Man würde es diesen Rosen verzeihen, wenn sie nicht dufteten, denn man glaubt es gern, daß der Strauch alle Kraft an die Farbe hingegeben hat. Aber die Rosen lächeln und lassen dich riechen, und da ist es dir als trinkest du, so strömt es in dich hinein, und das ist besser als Wein und tut wohler und berauscht, daß du am liebsten einen Jubelruf ausstoßen möchtest, Tante Anna, wenn du es nicht unschicklich fändest. Oder noch lieber einen Seufzer hauchen, ein befriedigtes Ah.

Die Rosen stecken beisammen. Um ihre Stiele ist ein Stück Silberpapier gewickelt, das Anna schon lange für einen besondern Anlaß aufbewahrt hat. Und die Rosen erweisen sich als gute Kameraden. Es hebt die eine die Schönheit der andern.

Nun noch das Gebetbuch in die Hand. Das mit blauen Samtdeckeln und den Silberbeschlägen. Viktor hat es wäh-



Der Einzug in Jerusalem. Glasgemälde in der Kirche zu Kurzdorf-Frauenfeld. Entworfen von E. Linck in Bern. Ausgeführt durch Kirsch & Fleckner, Freiburg i. Ü.
(Aus dem „Werk", Jahrgang 1917.)

rend seiner Studienzeit aus der Stadt mitgebracht und vorn hineingeschrieben: Pour sa chère tante.

Tante Anna schreitet die Straße nach Hinterwil hinunter. Wie eine Hochzeiterin, sagen die Leute, die ihr begegnen. Wohl des Rosenstrauches wegen, den sie sorglich in der Rechten trägt. Die Farben leuchten weit und lange noch schwebt der Duft über ihrer Spur, daß die Nachzügler schnüffelnd die Nasen in die Luft strecken und sich über das viele Schmöckwasser wundern, das da jemand verschwendet haben muß.

Sie merkt das verstohlene Lächeln der andern wohl, aber sie schämt sich nicht. Sie will gerne den Spott als eine kleine Buße auf sich nehmen für die schreckliche Sünde, die sie begangen hat, dreißig Jahre lang. Und was kümmert sie sich heute um andere, nun da der Heiland wieder bei ihr einkehren wird, daß die Sehnsucht verstummt und ihr Herz endlich die Ruhe findet, die ihm fern war, dreißig Jahre lang.

Und der Augenblick ist da. Sie kniet an der Chorschranke und hat mit beiden Händen das weiße Tuch aufgenommen und hält es ausgespannt mit gespreizten Fingern wie ein kleines Tischchen unter ihrem Kinn. Gerade vor ihr auf dem Altare stehen die Rosen, die sie gepflückt hat. Sie muß an das rote Blut Christi denken, das sie nun reinwaschen wird.

Dann tritt der Priester mit dem Hostienkelch auf sie zu. Sie schließt die Augen, neigt den Kopf zurück und öffnet den Mund. Sie denkt nicht mehr daran, daß es der Bruder ist, der ihr Brot reicht. Sie empfängt Gott mit Zittern und Beben.

Und sie läßt das Tuch niederfallen und senkt den Kopf. Neben ihr fühlt sie die anderen aufstehen und das erinnert sie daran, daß auch sie wieder aufstehen muß. Sie erhebt sich mühsam. Mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, ohne jemand zu sehen, findet sie sich zu ihrem altgewohnten Platze unter der Orgel zurück. Sie kniet in die Bank, spürt Körper neben sich und hört Atemzüge und Räuspern und hat doch das Gefühl, allein auf der Welt zu sein.

Und dann beginnt die hl. Messe. Priester und Ministrant halten heilige Zwiesprache. Bald stehen sie, bald knien sie. Sie wechseln den Platz, hantieren mit Buch und Kelch und Kännchen voll Wasser und Wein. Und bisweilen tönen die Klingeln hell. Aber es geht an ihren Ohren vorbei wie sinnloser Lärm. Und ihre Augen sehen nur unverständliche Gebärden.

Sie hat so viel mit sich selbst zu tun. Denn eine Ahnung wird stärker und stärker und wächst zur Gewißheit aus. Zu einer schrecklichen Gewißheit: Die Sehnsucht hat sich nicht erfüllt. Das Wunder ist nicht geschehen. Ihr Herz hat immer noch keine Ruhe gefunden, trotzdem Gott in ihm abgestiegen ist. Was fehlt ihr denn noch? Kann denn auch die Kirche nicht helfen?

Was ist es denn, nach dem sie sich sehnt, schon dreißig Jahre lang?

Der Priester macht ein Kreuz über die Menge, dann leert sich die Kirche. Mechanisch geht sie mit. Und draußen sieht sie verwundert und fassungslos auf die vielen plaudernden Menschen, macht ein paar Schritte Vorderwil zu und wendet sich dann nach rechts, irgend einem Feldweg folgend, nur um allein zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Glasmalerei.

Von Otto Kehrli in Bern. (Schluß.)

Bevor wir uns aber der Glasmalerei von heute zuwenden, wollen wir einmal die Werkstätte eines Glasmalers betreten, um uns die Technik des Verfahrens vorführen zu lassen. Da sehen wir zuerst, daß der Glasmaler nicht etwa ein Mann ist, der mit Pinsel und Palette Farben auf das Glas zaubert. Dieses Verfahren kommt gelegentlich auch zur Anwendung, erinnert dann aber gewöhnlich an Emailmalerei. Der Glasmaler arbeitet vielmehr bloß mit zwei Farben: mit Schwarzlot und gelegentlich mit Silbergelb. Aber wir wollen nicht vorgreifen, sondern die Entstehung hübsch der Reihe nach darstellen. Erstes und wichtigstes Material des Glasmalers ist naturgemäß das Glas. Dieses kann er fertig aus der Hütte beziehen, und zwar ist es mit geringen Ausnahmen nicht weißes, sondern farbiges Glas.